



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

- **Martin Mølholm / Mikael Vetner**
The Stigma of Stress and the Absence of Agency
- **Hannah Rosenberg**
Wissenschaftsforschung als Diskursforschung.
Überlegungen zur Selbstreflexion wissenschaftlicher
Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck
- **Jan Zienkowski**
Challenging Nationalist Definitions of Racism.
Critical Discursive Interventions in the Flemish Debates
about Racism's Relativity
- **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**
Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen.
Teil 4: Methodologie und Methoden

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 2

Themenbeiträge

Martin Mølholm / Mikael Vetner

The Stigma of Stress and the Absence of Agency 4

Hannah Rosenberg

Wissenschaftsforschung als Diskursforschung. Überlegungen zur Selbstreflexion
wissenschaftlicher Disziplinen im Anschluss an Ludwik Fleck 27

Jan Zienkowski

Challenging Nationalist Definitions of Racism. Critical Discursive
Interventions in the Flemish Debates about Racism's Relativity 51

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /

Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen.
Teil 4: Methodologie und Methoden 73

Review

Lisa Abbenhardt

Spies, T. / Tuider, E. (Hrsg.) (2017): Biographie und Diskurs.
Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen 100

Yvonne Niekrenz

Rabenschlag, A.-J. (2014): Völkerfreundschaft nach Bedarf.
Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat
und Bevölkerung in der DDR 103

Reiner Keller/Achim Landwehr/Wolf-Andreas Liebert/
Werner Schneider/Jürgen Spitzmüller/Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – ein Gespräch zwischen den Disziplinen¹

Teil 4: Methodologie und Methoden

Achim Landwehr

Die Methodenfrage ist ja schon häufiger angeklungen, für mich ist das aber noch nicht abschließend diskutiert, und das ist auch disziplinübergreifend durchaus relevant. So wie ihr das eben beschrieben habt – also du, Werner (Schneider) und auch du Reiner (Keller) – dass die Diskursanalyse in der Soziologie in die Methodenbücher abwandert und es keine theoretische Diskussion mehr gibt... Für die Historischen Wissenschaften sieht die Situation grundsätzlich deswegen auch anders aus, weil es solche Methodenhandbücher wie in der Soziologie nicht wirklich gibt. Methodisch halten sich die Historiker ohnehin zurück. Zumindest im Sinne expliziter Methoden; die gibt's, aber die spielen nicht so eine dominante Rolle wie in der Soziologie. Von daher ist die Diskussion, was den Diskurs angeht, sowieso eine andere. Das wird eher als eine Theoriediskussion angesehen und man muss, glaube ich, immer noch und immer wieder deutlich machen, dass das auch ein konkretes empirisches Vorgehen ist, und nicht ein mehr oder weniger abstraktes Wortgeklingel, das für die alltägliche Arbeit keine Relevanz hat. Aber ich glaube, der Niveauunterschied ist nicht mehr ganz so groß wie er einmal war. Das wurde eine ganze Zeit lang nur theoretisch diskutiert, und nach den Worten des zuvor schon zitierten Professors: »Ja, ja, ist ja ganz schön, lese ich auch gerne, aber ansonsten lese ich ja eigentlich Quellen, das hat also mit dem Rest meines Lebens und Arbeitens nichts zu tun.« Das waren häufig die Schwierigkeiten. Aber das wäre nur ein Aspekt, der andere ist dann ja tatsächlich die Frage, die wir vorhin schon angeschnitten haben: Gibt es Methoden, die für Diskursforschung relevant sind, oder ist im Prinzip alles möglich, man muss es nur passfähig machen?

Werner Schneider

Auch wieder die Fragen ›Methoden und Methodologie‹ – du hast das ja vorhin auch angesprochen –, auch Hermeneutik als großes Thema; die Unhintergebarkeit, dass immer Deutungsakte zu vollbringen sind, ob man will oder nicht. Da muss ich offen gestehen: Ich bin mir nicht sicher, ob es etwas bringt, diese ganze Grundsatzdebatte über Interpre-

1 Die vorangehenden Teile der Diskussion sowie nähere Hinweise dazu finden sich in den Heften 1/2015 bis 3/2015. Ein abschließender fünfter Teil folgt im nächsten Heft.

tative Analytik immer wieder zu führen. Was will man dazu noch groß Neues sagen? Ich würde mir vielmehr wünschen, jedenfalls in der Soziologie, vor dem Hintergrund dieser Öffnung von Diskursanalyse, auch mit Blick auf den Dispositivbegriff, dass wir konkrete Methodenadaptationen diskutieren. So etwas wie biographische Interviews oder teilnehmende Beobachtung und viele weitere qualitative Verfahren sind mittlerweile methodisch machbar, einsetzbar in Projekten, in Qualifikationsarbeiten, ohne dass man ausgelacht wird, ohne dass man umfassende Begründungsarbeit leisten müsste, sofern die Methodik zur Fragestellung passt. Was aber, wenn man das Ganze unter einer Diskursperspektive machen will. Eine richtig konkrete Methodendiskussion sehe ich dazu nicht. Wenn man, um mal bei dem Beispiel zu bleiben, diskurstheoretisch fundierte Fragestellungen hat und sagt, dazu mache ich jetzt biographische Interviews oder teilnehmende Beobachtung im Feld. Was macht man dann ganz konkret? Z.B. die Interview-Führung selbst? Da kann ich mich dann aus der entsprechenden Literatur zu biographischen Interviews noch kundig machen. Die ›diskursorientierte‹ Anpassung muss dann gleichsam ›freihändig‹ geleistet werden. Bei der Auswertung wird es dann auf jeden Fall kritisch, ich weiß jetzt nicht, wie präsent euch hier die Diskussion ist, aber wenn ich jetzt bei Fischer-Rosenthal und Rosenthal (1997) nachlese, kann ich das nicht eins zu eins an meine Daten anlegen und gleichzeitig sagen, was am Ende bei raus kommt, ist dann ein Ergebnis einer Diskursanalyse. Ähnliches könnte man für teilnehmende Beobachtungen und andere Verfahren formulieren. Eine solche ›Methoden-Diskussion‹ sehe ich, wenn überhaupt, nur in ganz kleinen Ecken (z.B. zum Verhältnis von Diskursanalyse und Biographieforschung), die aber nicht sehr umfassend geführt wird.

Reiner Keller

Ich stimme dem zu. Also aus meiner Sicht gibt es einerseits Versuche, die sagen: es muss strenger kanonisiert werden. Man muss Kriterien wie klassisch ›Validität‹ oder ›Reliabilität‹ im Grunde übertragen, und wir brauchen eine enge Bestimmung dessen, was Diskursforschung ist und was keine ist. Das ist eine Diskussion, die auch ein Stück weit beim DiskursNetz mitschwingt, ein Handbuch und sogar ein Lexikon zu machen und sozusagen das ganze stärker zu festigen, im Sinne einer oder mehrerer etablierter ›richtiger‹ Theorie- und Begriffsverwendungen sowie Vorgehensweisen, die von ›falschen‹ Ansätzen zu reinigen sind (DiskursNetz 2014) – zumindest kann das so verstanden werden. Das würde ich sagen, ist die eine, strenge Position. Die vertritt, so wie ich das wahrnehme, vielleicht auch missverstehe, irgendwie auch Rainer Diaz-Bone, wenn auch ganz anders ausgerichtet. Auf der anderen Seite gibt es dann die ganz weichen Positionen, die stärker mit Foucault sagen, »na ja so wie das so konkret geht, na ja, man muss eben nach Uneindeutigkeiten und Brüchen usw. gucken«, also die mit ein paar Stichworten versuchen, das zu konzeptualisieren. Und es gibt eine mittlere Position, die würde ich jetzt vertreten, die sagt, man kann es nicht vollkommen intransparent lassen, aber es muss auch einen Raum für kreative Offenheit geben. Man kann es nicht in einer Weise konventionalisieren oder standardisieren, wie das die quantitative empirische Sozialforschung im Sinne eines Standardprogramms entwickelt. Dazu kommt es zu sehr auf Fragestellung und Gegenstand an, wie ich eben konkret vorgehe. Ich würde dann sagen, in der Sozio-

logie hat man ein paar etablierte Strategien in der deutschsprachigen qualitativen und interpretativen Forschung, wie ich Texte analysieren kann, wenn ich Textdokumente nehme, und da sind manche eher und manche weniger geeignet; zum Beispiel die dokumentarische Methode der Interpretation von Ralf Bohnsack (Bohnsack 2008; Nohl 2006) bezieht Texte immer sehr stark auf den Aussagestandpunkt oder die soziale Situation der Sprechenden. Ich würde sagen, die ist nicht, bzw. weniger geeignet. Denn was hat man davon, wenn man bei einer Textanalyse dadurch herausbekommt, dass ein Journalist, der so und so schreibt, dem ›linken Lager‹ zugehört. Das ist meiner Meinung nach eine unergiebige Sache. Deswegen denke ich, was geeignet ist, sind Strategien, wenn man im qualitativen Bereich bleibt, die Hilfestellungen geben, wie ich diese typischen Aussagen heraus bekomme, oder wie ich eine Behauptung darüber begründen kann. Da gibt es ein paar Vorgehensweisen, konkret etwa die Sequenzanalyse als Technik, die allerdings auch unterschiedlich benutzt wird. Das ist eine der Quali-Schienen, und ich mache dazu ein paar Vorschläge (Keller/Truschkat 2014). Und dann gibt es andere, die an Texte quantifiziert herangehen, also über Inhaltsanalysen, Kodierungen und Standardisierungen. Nach meinem Dafürhalten ist das natürlich alles insgesamt nicht eine spezifische Methode der Diskursanalyse, sondern es handelt sich um allgemeine Verfahren bei Textanalysen, als Teil von Diskursforschung. Ich kann, wenn ich soziologische Diskursforschung mache und damit mehr will, als nur etwas über Medientexte auszusagen, natürlich auf sehr viel zurückgreifen. Ich kann auf biographische Interviews, Experteninterviews etc. zurückgreifen, Beobachtungen machen, Sekundäranalysen oder Kontextanalysen heranziehen. Da gibt es ein sehr breites verfügbares Methodenspektrum in der Soziologie, was nicht diskursspezifisch ist. Es gibt allerdings eine andere Grundposition, die eher dekonstruktiv orientiert ist, und die versucht eigentlich nicht, so etwas wie Sinnkohärenz herauszuarbeiten, sondern Bruchlinien. Die setzt anders an und macht das zum Teil auch mit großen Datenmengen, dass man versucht, Verschiebungen nachzuvollziehen, oder man nimmt sich einen Text und sagt: »Der Autor fängt vorne so an und endet hinten so – das ist inkohärent.«

Werner Schneider

Ich hab eine direkte Nachfrage dazu, Reiner. Bei deinen vorhin skizzierten Positionen hast du meiner Meinung nach eine vergessen, die wir aber auch nicht weiter vertiefen müssen. Nämlich die Position, die sich dezidiert gegen jede Form von Methodendiskussion und Methodologisierung bei Diskursanalyse aktiv verwehrt, nach dem Motto: macht Empirie – jedenfalls das, was auch immer man unter Empirie verstehen mag. Und man könne dann erst hinterher sagen, was man gemacht hat, wenn man das überhaupt sagen kann. Aber ich glaube, das können wir vergessen, und darüber brauchen wir nicht zu reden. Aber wenn du jetzt so diese Herangehensweisen an den Text skizzierst, würde mich interessieren, was wir an gängigen Operationen, an Sequenzanalyse oder Kodieren oder Inhaltsanalyse insgesamt zur Hand haben. Es ist ja so, dass man anhand einer konkreten, exemplarischen Überlegung in der Diskursperspektive auf die Idee kommt: Ich suche nicht nach typischen Figuren oder nach Kohärenzfiguren, sondern ich könnte ja auch sagen, für mich *aus der* Diskursperspektive ist wichtig, im Text herauszufinden, jetzt eng an

unserer bisherigen Diskussion angelehnt, was die Regeln sind, die das Gesagte hervorbringen. Die es überhaupt möglich machen, das, was gesagt wird oder gesagt werden soll, zu sagen – oder eben genau das Gegenteil: das, was bspw. nicht gesagt werden darf, zum Ausdruck kommen soll. Von diesem schlichten Gedanken aus kommt sofort eine Reihe von weiteren Aufgaben. Dass ich nämlich dann die Antwort auf diese Frage gebe, indem ich zum Beispiel auch diskutiere: Was ist das Ungesagte? Das Gesagte gibt immer Auskunft über das Ungesagte, und dann überlege ich, wieso ist das eine hier vorhanden, und was sagt es darüber aus, was hier wiederum nicht vorhanden ist. Dann kann ich sofort weiter gehen und mit Blick auf die Regeln fragen: Was meinen wir überhaupt mit Regeln? Soziologisch vereinfacht würde ich sagen, Regeln könnte man im Bezug auf die situativ gegebene normative Aussagenstruktur präzisieren, d.h.: was ist denn in dieser gegebenen Situation, in diesem Kontext das zu Sagende? Was ist das, was nicht zu sagen ist, und was sind dann die Sagbarkeitsräume, im Vergleich zu dem was offensichtlich nicht sagbar ist. In welchen anderen Diskursen wäre das Nicht-Sagbare etwas, was sagbar wäre? Wenn ich mir diese Überlegungen vor Augen halte, dann bin ich mir nicht wirklich sicher, ob man weiter kommt, wenn man fordert, man solle nach dem Typischen suchen, und dazu kann man Kodieren oder Sequenzanalyse machen. Da denke ich eher an diese einfache diskursanalytische Heuristik: Nach was kann ich, warum und wozu in Texten jeweils suchen? Ich glaube, da tut man sich schwer, einfach jemanden zu sagen: »Wenn du weißt, wie man Sequenzanalyse macht, dann kommst du schon zu Ergebnissen.« Du müsstest dir eine völlig andere Technik der Sequenzanalyse anlegen, um zu solchen Sagbarkeitsräumen zu kommen.

Reiner Keller

Die Frage ist, ob man mit dem Begriff der Sagbarkeitsräume sehr viel anfangen kann. Wenn ich versuche, Regeln und Ressourcen der Diskursstrukturierung zu haben, also für mich liegt das immer auf mehreren Ebenen. Ich habe beispielsweise ein wissenschaftliches Buch, als ein Dokument eines Diskurses, da kann ich das im Hinblick auf unterschiedliche darin manifeste Regeln hin untersuchen. Die Gattung Buch, wissenschaftliches Buch *per se*, ist ein Genre, das in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Diskursen etabliert ist. Ich kann es im Hinblick auf den Aufbau eines Buches untersuchen, ich kann Regeln der argumentativen Schlussfolgerung rekonstruieren. Nehmen wir ein anderes Beispiel, Medientexte. Mich interessiert beispielsweise nicht, wie ist ein journalistischer Text in der BILD-Zeitung aufgebaut ist. Das interessiert vielleicht die Journalistik oder die Publizistik und Kommunikationswissenschaft und darauf kann ich zurückgreifen. Ich weiß, die haben Begriffe wie Nachrichtenwerte, Marker und Signale, das kann ich nutzen, muss es aber nicht selbst herausarbeiten. Und dann ist für mich die Frage, was ist denn, wenn ein Diskurs so etwas ist wie eine Strukturierung, ein Versuch der Konventionalisierung, eine Verfestigung von Wissen in der Zeit? Wie funktioniert dann diese Verfestigung: durch Wiederholung? Durch Herstellung von Kohärenz, allerdings von sozialer Kohärenz, nicht unbedingt von inhaltlicher, zwischen unterschiedlichen Wissens-elementen. Etwa wenn man das Müllbeispiel (Keller 2009) nimmt, bestimmte Deutungsmuster oder eine spezifische Phänomenstruktur, die das Phänomen in der und der Weise

konfiguriert. Die Frage nach den Sagbarkeitsräumen, die ergibt sich für mich eher aus dem ganzen Feld, das ich in den Blick nehme, und aus den unterschiedlichen Konsistenzbildungen, die ich da habe.

Werner Schneider

Warum willst du das aus der konkreten Testanalyse so weit nach hinten oder so weit nach oben ziehen? Du brauchst dafür doch auch empirische Referenzen, sonst kann ich ja auch sagen »Jetzt hast du den Text schön analysiert, und jetzt kommst du mit irgendwelchen Sagbarkeitsräumen.« Die Kritik würde dann ja wohl lauten: »Wo bitte kannst du das an dem Text lesen?«

Reiner Keller

Nein, da muss ich wohl konkreter werden. Nimmt man als Beispiel Frankreich, ich kann, wenn ich diese Mülldebatten untersucht habe, aufgrund von vielen Texten rekonstruieren, dass es bestimmte kohärente oder konsistente Deutungen dieses Problems in den Massenmedien gibt. Es gibt aber auch welche außerhalb, parallel dazu, und ich kann sehen, ob die dann da auftauchen oder nicht. Ich kann darüber Hypothesen aufstellen, wie die sich zueinander verhalten, und wie das mit dem Institutionengefüge, den Diskursakteuren und den Diskursstrukturen zusammenhängt – in so einer Weise. Ansonsten finde ich die Frage nach den Sagbarkeitsformen – wenn man sie als eine Makrofrage wie in der ›Ordnung der Dinge‹ betrachtet, in dem Sinne: »Was ist sagbar in den und den Jahrhunderten«... Also ich weiß gar nicht, wie das empirisch gehen soll, das ist eine sehr aufgeladene Sache. Natürlich kann man feststellen, dass so etwas wie Kapitalismuskritik nicht auftaucht. Aber es taucht so viel nicht auf. Die ganze Welt taucht nicht auf, außer das, was auftaucht. Ich finde das Problem hat man immer, wenn man nach dem fragen will, was nicht gesagt wird, und versucht, das positiv zu beantworten – denn genau das ist eine unendliche Liste.²

Achim Landwehr

Also für mich hätte das auch eher einen heuristischen Wert, die Frage nach dem Unsagbaren oder dem Nicht-Gesagten, um das genauer einzugrenzen, was dann tatsächlich auch auftaucht. In den Geschichtswissenschaften gibt es ja mittlerweile zumindest eine halbmethodische Diskussion um kontrafaktische Geschichte, also ›Was-wäre-gewesen-wenn‹, und das wird dann entweder in Science-Fiction enden, oder man muss sich heuristisch überlegen, wie man mit diesem Hintergrund beschreiben kann, was dann tatsächlich passiert ist.

Wolf-Andreas Liebert

Also es muss aber nicht so sein, dass wir sozusagen das Unsagbare aussagen – vielleicht müssten wir genauer sagen: das was nicht gesagt wird oder nicht mehr gesagt wird, oder

2 Zum Vorschlag einer kontrollierten Analyse des Nicht-Gesagten hat Adele Clarke (2012) den Vorschlag der Positions-Maps formuliert.

das, was versucht wird zu sagen und abgewürgt wird, dann ist es viel konkreter. Ein Beispiel dazu: Es gibt ja bei Stötzel/Wengeler (1995) den Eintrag ›Leistung‹, und sie stellen zum Beispiel fest: Ja, irgendwann in den 1970er Jahren sackt der Begriff quasi ab und dann wird er eigentlich gar nicht mehr debattiert oder seziert. Jetzt könnte man sagen »ja gut, das hat sich jetzt irgendwie erledigt«, aber wir haben mal einen Sammelband auf der Basis einer Studie von Tilla Siegel gemacht, einer Industriesoziologin aus Frankfurt, die die These vertritt – die mir absolut plausibel ist: Dass etwas nicht thematisiert wird, bedeutet überhaupt nicht, dass es nicht wirksam ist. Gerade an diesem Beispiel, wo nicht mehr darüber gesprochen wird, da ist der Leistungsgedanke unheimlich wirksam gewesen, weil alle danach agiert haben, aber er wurde nicht mehr reflektiert (Geideck/Liebert 2003).

Werner Schneider

Moment, ich würde unterscheiden wollen zwischen dem Sagbaren und dem Zusagenen, oder dem Ungesagten und dem Nicht-Sagbaren. Das ist ja ein Unterschied. Das, was nicht gesagt ist in so einer Situation, kann dann daran liegen, dass es nicht gesagt werden darf, gesagt werden kann oder nicht gesagt werden braucht. Es gibt Situationen, in denen es z.B. nichts Schlimmeres gibt als wenn man sagt: »Ich liebe dich«. Und zwar etwa dann, wenn man es sagen und damit genau das Gegenteil von dem Beabsichtigten (ein Liebesbekenntnis zum Ausdruck zu bringen) bewirken würde. Wir müssen jetzt nicht weiter in die Tiefe gehen, aber mich überzeugt jetzt noch nicht so ganz, was bisher vorgebracht wurde. Ich nehme das folgende Beispiel, das ihr vielleicht aus dem Einführungsbuch von Andreas Wernet zur Objektiven Hermeneutik bzw. zur Sequenzanalyse kennt. Da gibt es diese Frühstücksszene, in der das Kind sagt: »Ich hab' Hunger, wann krieg ich was?«, und die Mutter antwortet: »Möchtest du ein Brot oder möchtest du dir das selbst schmieren?« Mir geht es um Folgendes: Wenn man das Beispiel objektiv-hermeneutisch bzw. sequenzanalytisch durchgeht, kommt – entlang der Identifikation von Normalitätsfolien – eine Analyse zum Vorschein, die danach fragt: Wann könnte man diese Frage und die Antwort als sinnvolle Aussagen sehen? Es kommt als Pointe, als Interpretation heraus: Das Kind formuliert ›eigentlich‹ den Wunsch – indem es genau das so nicht sagt –: »Bitte behandle mich wie ein Kind.« Die Mutter unterläuft das, indem sie ebenfalls genau das nicht ablehnt, sondern quasi eine Entscheidungssituation herstellt. Man erkennt hier also bei der Frage das, was gesagt und subjektiv gemeint wird, aber etwas anderes bedeutet. Und es wird in der Antwort wiederum etwas anderes zum Ausdruck gebracht, was nicht gesagt wird, aber das erste unterläuft. Das ist Sequenzanalyse, und das kann man jetzt überzeugend finden oder nicht, aber es ist jedenfalls – wenn man das im Detail nachliest – eine Illustration, wie die Methode Sequenzanalyse im Kontext von Objektiver Hermeneutik erstens angewendet wird an dem konkreten Textbeispiel; und zweitens zu welchem Ergebnis sie führt. Auf so einer konkreten Ebene frage ich mich, ob es nicht sinnvoll wäre, eine Methodendiskussion zu führen im Kontext von Diskursanalyse, um anhand von solchen konkreten Beispielen – jetzt nicht unbedingt den gleichen – zu zeigen, wie man Sequenzanalyse diskursanalytisch anwenden kann als konkrete Analyseoperation. Dieses Verfahren müsste man dann mit einem anderen theoretischen Fundament

unterfüttern und entsprechend adaptieren, weil ich dann wohlmöglich nicht nach Normalitätsfolien suche, sondern zum Beispiel nach Dominanzverhältnissen von Zu-Sagendem und Nicht-Zusagendem, von Sagbarem oder Nicht-Sagbarem in dieser Situation. Das hat aus meiner Sicht mit kontrafaktischen Dingen nichts zu tun. Man müsste am Ende sagen können, wenn du Sequenzanalyse im Kontext von Diskursanalyse so anwendest, dann kommst du tatsächlich zu einem Befund, zu einem ganz konkreten Ergebnis bezogen auf eine Textpassage, welches diskurstheoretisch gedeutet und ausbuchstabiert werden kann. Auf eine solche Methodendiskussion wollte ich vorhin raus. Nicht auf diese großen Sagbarkeitsräume, die mögen auch spannend sein. Aber die sind – wie ihr ja argumentiert habt – so abstrakt, dass es eine Illusion wäre, wenn man dann sagt, da musst du halt nur genau genug in den Text hineingucken und dann findest du das schon. Solche Sagbarkeitsräume in eurem Sinn wären immer eine Syntheseleistung, die man gleichsam im Überflug bringen muss. Ich meinte gerade deswegen, ob man nicht mindestens zwei, drei Schritte in der Methodendiskussion konkret weitergehen müsste – so wie ich es jetzt auf die Schnelle versucht habe anzudeuten. Darüber müsste man meines Erachtens ein Methodenbuch schreiben.

Reiner Keller

Ja klar, sollten wir machen. Ich würde sagen, gerade jetzt wo man so eine Orientierung hat – und das gilt ja jetzt für alle – mit Diskurs so etwas wie eine Regelmäßigkeit, Strukturierung und Stabilisierung zu verbinden, dann ist ja dann die Frage, auf welcher Ebene solch eine Strukturierung überhaupt stattfindet und auf welcher Ebene ich sie rekonstruieren kann. Für mich gibt es da nur sehr begrenzte Möglichkeiten der Untersuchung von etwas, was die vorfindlichen Regelmäßigkeiten instruiert. Also sozusagen in Bezug auf eine Aussagepraxis. Wir haben diese Sozialisation durchlaufen in der Soziologie und wir sind in die Regeln eines soziologischen Diskurses eingeübt und die reproduzieren wir ja auf verschiedenen Ebenen, tragen dazu bei, verändern oder verschieben das ein bisschen. Es ist mir klar, dass ich in der soziologischen Diskussion bestimmte Deutungsmuster nicht bringen kann. Astrologie zum Beispiel. Wer das mal macht, wird exkludiert aus der Disziplin, das lief so tatsächlich in Frankreich vor einigen Jahren (vgl. Rotman 2001). »Die Gestirne sagen mir voraus, dass die Ungleichheit im nächsten Jahr deutlich zunehmen wird.« Das sind Aussagekonstruktionen, die sind nicht möglich. Ich kann natürlich eine Vielfalt von Argumenten oder Deutungsmustern verbinden, die bereits in dem Diskurs etabliert sind, also solche, die dazugehörig sind, und die anderen sind exkludiert. Wenn ich rekonstruieren will, was ein soziologischer Diskurs heute ist, dann kann ich versuchen, diese Regeln – da gibt es halt unterschiedliche Teildiskurse, die sich unterscheiden – ich kann versuchen, Regeln und Ressourcen oder Regelmäßigkeiten herauszubekommen. Im Sinne von Instruktionen für Sprecher. Und wenn die sich daran orientieren, dann können sie in diesem Diskurs sprechen. Was du jetzt ansprichst, Werner, da hab ich den Eindruck, dass es eigentlich nochmal etwas anderes ist. Das ist halt nochmal ein Unterschied, was im Text gesagt wird, zu dem, was ein Text tut. Aber wie man das mit dieser Frage von seriellen diskursiven Prozessen insgesamt in Verbindung bringt, das ist mir eigentlich unklar. Im einzelnen Detail oder am Beispiel kann ich das nachvollziehen,

da gibt es ja sozusagen unterschiedliche Ebenen eines Textes. Ich meine, ein Text über AKWs kann Vertrauen erzeugen, oder er kann Ablehnung hervorrufen. Aber ich weiß nicht genau, was man eigentlich dann macht. Also warum man die Rezeption aus der Diskursperspektive angeht.

Werner Schneider

Da sind wir dann letztlich wieder bei den Beispielen von oben. Man könnte daran die Frage untersuchen, welche Diskurse wie in einer konkreten Alltagspraxis überhaupt wirksam werden. Man könnte also fragen, nach welchen diskursiven Mustern sich das, was da am Essenstisch geschieht, jetzt ausrichtet: Kindheit, Mutter-Kind-Beziehung, die Frage nach Essen?; wer versorgt eigentlich wen?; etc. Klar ist, dass man an diesem Beispiel jetzt nicht auch noch aus einer historischen Perspektive die letzten 300 Jahre Kindheitsdiskurs hochziehen kann. Aber aus dem konkreten Beispiel selber heraus, denke ich, könnte man durchaus mehr und anderes herausfiltern als jetzt in der objektiv-hermeneutischen Herangehensweise. Aber mir geht es ja jetzt nicht um Objektive Hermeneutik, sondern um die Frage nach der konkreten Methodik, nach der diskursanalytischen Adaption von konkreten qualitativen Verfahren. Ich denke einfach, das Problem ist nach wie vor, wenn man jetzt mit Studierenden oder KollegInnen, die selbst aktiv diskursanalytisch forschen wollen, zusammensitzt und überlegt, was jetzt eigentlich das konkrete analytische Vorgehen sein soll – und es kommt ja unweigerlich der Moment, wo man vor seinem Text sitzt und irgendwas mit dem Text machen muss. Wenn man dann sagt, kodieren wir oder machen wir Sequenzanalyse, und der oder die anschließend in den gängigen Methodenbüchern das ›how to do‹ nachliest, sitzt man eine Woche später wieder zusammen und unter dem Motto: »Ich weiß noch immer nicht, was ich konkret machen soll.«

Reiner Keller

Ich würde das auch an dem Beispiel so sehen, dass man über Sequenzanalyse auch eine Heterogenität oder Elemente aus unterschiedlichen Diskursen bekommt, ich behaupte auch nie, dass, wenn man einen Text oder ein Buch hat, dass das dann *ein* Diskurs ist. Das kann und muss man ja gerade auseinanderklamüsern. Es ist natürlich andererseits unbefriedigend, wenn man ein Buch nimmt und sagt »da ist ökonomischer Diskurs, da ist neoliberaler Diskurs, da ist Ungleichheitsdiskurs und da ist Naturdiskurs.« Das Spezifische ist ja oft gerade die Art und Weise, wie das verknüpft wird und das will ich ja auch nicht verlieren.

Werner Schneider:

Genau und wo findest du das jetzt? Selber im großen Überblick, indem du Verknüpfungen benennst? Oder versuchst du das anhand von einem konkreten empirischen Beispiel, wo das tatsächlich in der Praxis, im Prozessieren, von den Akteuren so verknüpft wird?

Achim Landwehr

Und das hängt doch alles sehr stark immer wieder von der Perspektivierung ab. Ich meine, das ist jetzt zwar eine banale Feststellung, aber für mich ist der Ausgangspunkt von solchen methodischen Fragen immer zu sagen oder sich zu wundern, dass bestimmte Dinge an einer bestimmten Stelle auftauchen, dass die einfach da sind, und die nicht einfach für selbstverständlich zu nehmen. Ich habe den Eindruck, dass das in historischer oder auch in ethnologischer Perspektive verhältnismäßig einfacher ist, als beispielsweise in soziologischer, weil der Verfremdungseffekt häufig schon durch den zeitlichen Abstand entsteht. Das gelingt nicht immer, auch da ist man schnell dabei, etwas zu domestizieren, was eigentlich verfremdet gehört. Aber grundsätzlich fällt in historischer Perspektive sowas dann eher auf und man stolpert drüber und sagt »Warum sagen die das überhaupt und was heißt das?« Das ist dann natürlich immer die Nahtstelle, an der man entscheiden muss, was will ich überhaupt herausfinden? Geht es mir um die Verschränkungen möglicherweise unterschiedlicher Diskurse an einem bestimmten Ort, Medium, Personengruppe usw. oder interessiert mich dieser eine Strang. Von da ausgehend, muss man sich doch wieder mit Foucault – Entschuldigung – seinen eigenen Werkzeugkasten zusammenbasteln und sehen, wo sind tatsächlich Ansatzpunkte, dass ich diese Aspekte herausziehen kann. Da hilft dann unter Umständen wirklich Sequenzanalyse.

Werner Schneider

Da muss ich mich dann doch vielleicht nochmal etwas deutlicher ausdrücken. Soweit unterschreibe ich das bisher Gesagte sofort, denn ich halte alle diese Kanonisierungsbestrebungen für katastrophal. Da muss man sich eben für seine eigene Forschungsfrage, für seine eigenen Datenqualitäten, die man zur Verfügung hat, seine eigenen Analysewerkzeuge bereit legen. Doch die Frage, die sich mir stellt, ist, ob wir für das Bereitstellen dieses Werkzeugkastens, ich meine, ihr habt dazu ja schon einiges geschrieben und vorgelegt, ob man da nicht noch ein paar Schritte weiter gehen kann, ein paar Schritte konkreter machen kann. Wir sollten nicht nur sagen: »Ok, du kannst Sequenzanalyse machen, du kannst kodieren oder Metaphernanalyse machen usw.; bau dir selbst etwas zusammen.« Das versuchen dann die Leute, kommen später aber wieder und fragen: »Wie wird daraus jetzt Diskursanalyse?« Diese Frage muss aber bereits beim Basteln des Werkzeugkastens bearbeitet und beantwortet werden. Ich habe versucht, an einem Beispiel anzudeuten, dass man die Differenz ausweisen müsste zwischen: »Ich exerziere Sequenzanalyse anhand von Objektiver Hermeneutik durch, wie sie von dort kommt«; und »jetzt exerziere ich sie durch, so wie sie im Kontext von Diskursanalyse, wenn man diese oder jene Fragestellung oder Perspektivierung hätte, angewendet werden könnte.« Mir geht es jetzt nicht darum, nur ein Plädoyer zu halten, dass dazu ein Methoden-Büchlein geschrieben werden sollte. Mir geht es vielmehr um die Frage »Was glauben wir, welche Art von Methodendiskussion es überhaupt braucht?« Denn das ist aus meiner Sicht immer noch nicht geklärt. Es ist zwar immer schnell gesagt »Wir müssen über Methoden diskutieren.« Aber welche Diskussionen darüber brauchen wir denn?

Achim Landwehr

Das ist ein Punkt, den könnte ich gar nicht beantworten, welche Art von Methodendiskussion wir bräuchten. Was mir einfiel, als du das angesprochen hast, wäre tatsächlich eine konkretere Umsetzung, damit gehe ich schon eine ganze Zeit lang umher, dass man das mal machen müsste, nicht in Form eines Methodenhandbuches, sondern in Form eines Buches, in dem man vielleicht ein Exempel in den Mittelpunkt stellt und versucht, von unterschiedlichen Autoren aus unterschiedlichen Perspektiven den gleichen Gegenstand mit unterschiedlichen diskursanalytischen Herangehensweisen auseinanderzupflücken, und einfach mal vorzuführen, was man konkret damit machen kann, ohne zu sagen »Das ist jetzt alles.« Aber da hat man mindestens mal fünf, sieben, acht Beispiele, und da kann man mal sehen, das geht und daneben geht sicherlich noch einiges anderes. Das wäre mal ein Versuch, das etwas aufzublättern und etwas zu konkretisieren, weil die ganz konkrete Betreuung oder die konkrete Arbeit am Material – da tauchen dann meistens die höchsten Hürden auf, wenn man sich zwar durch die ganze Theorie gegraben hat und vielleicht auch Hinweise hat, wie man das methodisch macht, doch wenn man dann tatsächlich am Tisch sitzt, muss man es selber machen und da wird es dann diffizil.

Willy Viehöver

Nun, das ist genau das, was im Rahmen des DiskursNetzes vor einiger Zeit während eines Treffens beschlossen wurde. Es wurde damals der Bolognaprozess als gemeinsamer Untersuchungsgegenstand ausgewählt. Im Rahmen des inzwischen erschienenen zweibändigen Werkes werden in circa zwanzig Analysen die konkreten methodischen Zugriffe vorgestellt, wobei die Analysen auf eine gemeinsame Thematik ausgerichtet sind, nämlich den Diskurs über die Reform der Hochschulen in Deutschland und Europa (Angermüller et al. 2014). Also, es sind trotz anfänglicher Bedenken, doch eine Reihe von Leuten, die sich am Ende auf das Experiment eingelassen haben. Soweit ich weiß, lag den Analysen im vierten Teil des Handbuches ein Sample über den Hochschulreformprozess zugrunde, über den Jens Maeße für seine Dissertation schon ein paar Jahre gearbeitet hatte, und daher kam wohl ein wesentlicher Teil der verwendeten Daten. Doch was macht man jetzt, wenn man auf einmal eine große Textmenge vorgesetzt bekommt und es heißt: »Nun zeig mal, was du mit dem Datenmaterial diskursanalytisch gesehen machst!« Sich ein Jahr freinehmen und loslegen? In der Tat haben einige Teilnehmer bei dem damaligen Treffen gesagt, dass sie sich schon aus Zeitgründen nicht auf ein solches Unternehmen einlassen. Ein weiteres großes Problem dabei sehe ich darin – deswegen hab ich mich auf der oben erwähnten Idee, ein vorgegebenes Korpus aus verschiedenen Perspektiven zu analysieren, nur unter großen Vorbehalten eingelassen – dass, wenn man sich für einen Themenbereich wie den Hochschulreformprozess interessieren soll und dabei dann geradezu nebenbei einen Artikel schreibt, in dem man seine methodische Vorgehensweise als Diskursanalytiker an einem Thema exemplifiziert, bei dem man sich nicht gut auskennt, dann kann man sich ziemlich schnell lächerlich machen. Das war in der Gruppe auch eines der wesentlichen Gegenargumente gewesen, denn wenn man kaum oder kein systematisches Wissen von einem Phänomenbereich oder Thema hat und einfach nur ein wenig rumprobiert und das lesen nachher die »Kritiker« der Diskursforschung. Na ja. Das Argument der Herausgeber war aber gleichwohl, dass noch keiner den Versuch gemacht hat, auf der Basis eines gemeinsa-

men Samples unterschiedliche methodische Zugriffe auf den gleichen Phänomenbereich zu exemplifizieren das hier ist das Thema, jemand hat dann das Sample zusammengestellt. Die Idee, es wenigstens einmal zu probieren, hat sich dann auch durchgesetzt.

Reiner Keller

Nicht für ein so umfangreiches Korpus, sondern für einzelne Texte, zum Beispiel Interviews oder Bilder, gab und gibt es das immer wieder. Ende der 70er mit den interpretativen Verfahren (Heinze/Klusemann/Soeffner 1980), später zur Bildanalyse (Kauppert/Leser 2014; Przyborski/Haller 2014), und jetzt dieser Versuch mit spezifischen Zugängen zur Diskursthematik (Angermüller et al. 2014). Die Schwierigkeit würde ich auch so sehen wie Willy Viehöver. Das Problem, wenn man Diskursanalyse jetzt nicht versteht als eine Analyse eines einzelnen Textes, dann kann man dieses – also in den Diskurswerkstätten zum Beispiel versuche ich das schon an einzelnen Texte, da sagen wir: »Wir nehmen das jetzt und analysieren«, aber da kann man die Situation besser kommentieren, als in einem dann veröffentlichten Text, wo man versucht, trotz Unkenntnis des ganzen Kontexts, der Geschichte der weiteren diskursiven Prozesse und Situierungen, etwas zu rekonstruieren – da kann man eigentlich keine ernsthaften Behauptungen über die Typizität treffen.

Wolf-Andreas Liebert

Ich sehe auch, dass da unheimlich viel fehlt und, was du da mit kommentieren kannst, so etwas Fragmentarisches fehlt in dem Buch komplett. Wir könnten doch so etwas wie eine Diskurswerkstatt für Fortgeschrittene machen und mit *Film* praktisch arbeiten und dann könntest du diese Kommentierung *mit einarbeiten*. Das heißt, dann würden wir unseren Prozess auch ein Stück weit transparent machen. Das wäre zumindest mal ein Experiment, was man machen könnte. Man könnte mit Material arbeiten, ähnlich wie eine Diskurswerkstatt, nur auf einer anderen Ebene.

Reiner Keller

Wir können das gerne mal ausprobieren, doch ich bin insgesamt etwas skeptisch wie das funktioniert.

Jürgen Spitzmüller:

Einen Versuch wäre es wert. Man muss aber bedenken, dass die Themenwahl einen Einfluss auf die Methoden und die Ergebnisse hat.

Wolf-Andreas Liebert:

Ich meinte nicht, dass wir jetzt alle das gleiche Thema nehmen. Jeder kann von seinem Thema berichten, und man könnte eher eventuell spezifische Methoden fokussieren, beispielsweise eine Metaphernanalyse, oder Sequenzanalyse und das ein bisschen in Vordergrund stellen, aber nicht komplett, sondern nur Aspekte davon. Jedoch bleibt jeder bei dem Expertendiskurs, bei dem er sich auskennt.

Jürgen Spitzmüller

Das leuchtet mir ein. Andererseits gibt es funktionierende Beispiele für die Entwicklung verschiedener, aber kompatibler Methoden aus der Bearbeitung eines Themenfelds. Für die Diskurslinguistik denke ich hier besonders an die Projekte, die in Georg Stötzels Umfeld entstanden sind (z.B. Böke/Jung/Wengeler 1996). Dort hat eine Reihe von Leuten ein Themenfeld bearbeitet, den sogenannten ›Einwanderungsdiskurs‹, und jede/r hat einen anderen Zugang probiert. Daraus sind nicht nur sehr gute Qualifikationsarbeiten entstanden, sondern es wurden auch systematisch Methoden ausgearbeitet, die die methodologische Entwicklung der Diskurslinguistik nachhaltig geprägt haben: das ›Topos‹-Konzept in der von Wengeler vorgeschlagenen Lesart (vgl. Wengeler 1997, 2003), das Metaphernkonzept von Böke (1996) oder lexikographische Konzepte wie *Schlagwörter* und *kontroverse Begriffe* (vgl. z.B. Jung/Niehr/Böke 2000). Nicht zuletzt wurden dabei auch grundlegende methodologische Überlegungen zur korpuslinguistischen Operationalisierung von Diskursanalysen angestellt (bspw. Jung 1996). Das hat offenbar sehr gut funktioniert, wie man an der Bedeutung dieser ›Düsseldorfer Schule‹ für die diskurslinguistische Fachgeschichte sieht (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011, S. 87–91). Ich wollte aber, auch wenn uns das ganz woanders hinführt, auch zum Thema Regularitäten noch etwas sagen. Wir sagen: »Wir sind uns einig, dass es um Regularitäten geht.« Ich glaube aber, es wäre spannend zu diskutieren, was wir jeweils unter Regularitäten verstehen. Ich glaube, dass wir hier extrem disziplinär vorgeprägt sind. In der Linguistik denkt offenbar jeder sofort an Grammatik. Es gibt ein viel beachtetes Buch aus dem Kontext der sogenannten ›Social Semiotics‹ mit dem Titel ›Reading Images: The Grammar of Visual Design‹ (Kress/van Leeuwen 1996). Die Autoren wenden die ersten zwanzig Seiten (in der zweiten Auflage) dafür auf, um zu erklären, dass sie mit Grammatik nicht Grammatik (im linguistischen Sinn) meinen, sondern diskursive Regularitäten. Dennoch verwenden sie diesen Ausdruck (und strategisch geschickt, wie ich meine). Das Wort ›Regel‹ ist in der Linguistik also stark vorgeprägt – aber je nach Paradigma auch unterschiedlich. In Zeiten der Korpuslinguistik denken viele vermutlich zuerst an Musterhaftigkeiten (Rekurrenzen). Wenn wir über das ›Nichtsagbare‹ sprechen, landen wir als Linguisten zumeist schnell bei Präsuppositionen und einer Vorstellung des propositionsanalytischen ›Zwischen-den-Zeilen-Lesens‹ (von Polenz 1985). Die disziplinäre Einbindung ist also ausschlaggebend. Soziologen denken vielleicht eher an Symbolwelten oder Ähnliches. So kommt es zu unterschiedlichen Vorstellungen davon, was ›Regularitäten‹ oder ›Verfestigungen‹ sind. Und diese Vorstellungen legen dann auch bestimmte Methoden nahe. So drängen sich für einige *frames* gewissermaßen ›natürlich‹ auf, wenn es um die Analyse von ›Wissen‹ geht. Ich glaube, diese Verflechtungen sind alles andere als trivial.

Wolf-Andreas Liebert

Es gibt in der Linguistik ja im Anschluss an Wittgenstein (1969) eine riesige Diskussion darüber, was es heißt, einer Regel zu folgen. Heißt das, dass eine Regel internalisiert ist in jedem einzelnen Individuum, ist sie ein Analysekonstrukt, was ich sozusagen als externer Beobachter, als Interpret ansetze? Das sind offene Fragen. Worüber

man sich glaube ich einig ist, dass die Regel der Grammatik, nicht real existiert, obwohl Regularitäten sicherlich wirksam sind, sonst funktioniert das Ganze ja nicht.

Reiner Keller

Vielleicht kann man da noch ein bisschen bleiben, denn ich finde das ist ein sehr wichtiger Punkt. Das ist wie bei Sprachen, du lernst als Kind Sprache sprechen und du folgst bestimmten Regeln, ohne die Grammatik explizit zu können, aber du machst Subjekt-Objekt-Konstruktionen usw., also Satzkonstruktionen. Und du kannst unendlich viele Sätze produzieren. Ist das nicht die Vorstellung, die im Grunde in einer anderen Weise dem Diskursbegriff zugrunde liegt? So würde ich das eigentlich schon sehen.

Jürgen Spitzmüller

Ja, im Grunde schon. Es gibt einen schönen kleinen Text von Foucault über Linguistik und Sozialwissenschaften (Foucault 1969/2001a), in dem er erstaunlicherweise erst einmal betont, wie stark er von der Linguistik inspiriert worden sei, nicht nur vom Genfer Strukturalismus, sondern auch von Chomskys Transformationsgrammatik, spezifisch von der Idee, ein überschaubares Set von Regeln ermögliche die Produktion unendlich vieler Aussagen (auch wenn Foucault dann letztlich das Verhältnis von Regel und Performanz umkehren wird³). Es gibt also zweifellos einen direkten Rezeptionsbezug (vgl. dazu Spitzmüller/Warneke 2011, S. 76 f.). Das ist aber natürlich auch nicht unproblematisch: Dadurch wird möglicherweise die Vorstellung untermauert, es gäbe eine Art diskursives Raster, das die Handlungsmöglichkeiten festlegt – wenn man einen entsprechenden Regelbegriff hat. In der Linguistik gibt es aber auch eine große Diskussion darüber, welchen Status Regeln haben: Sind sie ein Rahmen von Handlungen, ein Handlungsprodukt, eine heuristische Abstraktion oder eine Mischung aus verschiedenen dieser Dinge? Nach Chomsky sind sie kognitive Dispositionen, und das ist ja nun nicht unmittelbar kompatibel mit diskurstheoretischen Ideen.

Werner Schneider

Nochmal nachfragt: Was ist diese Grammatik? Ist es nicht das, was wir uns unter einem Diskurs vorstellen – so wurde das vorhin bestätigt. Würde man dann nicht genauer sagen müssen, dass es die Potenzialität ist, die in einem Diskurskonzept *a priori* drin steckt? Das, was wir als Diskursives empirisch in den Blick nehmen, ist ja nicht die beliebige, un-

3 »[Eine Sprache] ist eine endliche Menge von Regeln, die eine unendliche Zahl von Performanzen erlaubt. Der Diskurs dagegen ist die stets endliche und zeitlich begrenzte Menge allein der linguistischen Sequenzen, die formuliert worden sind; sie können durchaus zahllos sein, sie können durch ihre Masse jede Kapazität der Aufnahme-, Gedächtnis- oder der Lesekapazität überschreiten: Sie bilden dennoch eine endliche Menge. Die von der [generativen; Anm. J.S.] Sprachanalyse in Bezug auf eine beliebige diskursive Tatsache gestellte Frage lautet stets: gemäß welcher Regeln wurde eine bestimmte Aussage gebildet und gemäß welcher Regeln könnten folglich andere ähnliche Aussagen gebildet werden. Die Beschreibung des Diskurses stellt eine ganz andere Frage: Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage und keine andere an ihrer Stelle erschienen ist?« (Foucault 1968/2001b, S. 898 f.)

endliche Anzahl von Aussagen. Es geht doch gerade um das Umgekehrte, um erkennbare Selektivitäten, dass man also das eine findet und ggf. noch wenige Variationen aufscheinen, aber dass das Andere eben nicht aufscheint, zwar vielleicht aufscheinen könnte, aber dann als Regelverletzung wahrgenommen werden würde oder es eben gar nicht aufscheinen kann, nicht einmal als Regelverletzung, weil es den Akteuren gar nicht präsent ist. Ich erinnere noch einmal an das obige Beispiel. Könnte man sich die vorhin skizzierte Szene auch anders vorstellen? Also: Die Familie sitzt an einem gedeckten Tisch und alles ist da, man kann sofort essen. Jetzt ist es nicht das Kind, das sagt: »Ich hab Hunger, wann gibt es endlich was?« Und die Mutter antwortet: »Möchtest du dir selbst ein Brot schmieren oder soll ich dir etwas machen?« Sondern nun wäre es die Frau, die sagt: »Wann gibt es endlich was? Ich habe Hunger!« Ich denke, dass diese Szene ganz anders zu interpretieren wäre, ja sie wäre in gewisser Weise ›unvorstellbar‹. Denn es ist eben nicht alles x-beliebig möglich, sondern hier ist nur Bestimmtes möglich. Es wäre sinngemäß die gleiche Äußerung, aber eine völlig andere Aussage.

Wolf-Andreas Liebert

Das kommt ja letztlich von Humboldt her, die Tatsache, dass Sprache sich von allen anderen Symbolsystemen unterscheidet. Wenn du Bilder hast, oder sonst was, dann hast du eben nicht ein kleines, klares, wohl definierbares Inventar. Bei Bildern hast du eine ganz andere Art von Symbolsystem. Du hast bei Sprachen eine Menge von Phonemen oder Graphemen, die sind beschränkt, 20 oder 30, je nach Sprache mal mehr, mal weniger, und die sind sozusagen wie eine Art Atome zu begreifen, wo du das dann generieren kannst. Das gibt es bei anderen symbolisch ähnlichen Systemen einfach nicht. Der Punkt ist, du kannst es so beschreiben: aus wenigen Einheiten unendliche viele Sätze erzeugen, das ist die Potentialität. Aber in einer konkreten Situation das Angemessene zu sagen, das, was eben situativ passend ist, das ist in diesem Konzept überhaupt nicht enthalten. Da ist nur die Darstellung der Potentialität in der Besonderheit des Sprachsystems, des verbalen Sprachsystems, was sich unterscheidet von allen anderen Arten von Symbolsystemen.

Werner Schneider

Aber nach welchen Regeln suchen wir dann, wenn wir Diskursanalyse betreiben?

Jürgen Spitzmüller

Das ist eben die große Frage. Darüber muss man diskutieren. Für die Linguistik könnte man sagen, jedenfalls wenn man bei der korpusorientierten Diskurslinguistik bleibt: Es gibt zwei sich zunächst ausschließende Möglichkeiten. Eine lautet: Wir suchen im Korpus nach bekannten Regularitäten, die wir analytisch bloß rekonstruieren. Das nennt man ›corpus-based‹. Die andere hält dagegen: Die Regeln emergieren aus den Daten selbst; das, was am häufigsten (eben ›musterhaft‹) im Korpus vorkommt, ist die Regel. Das nennt man ›corpus-driven‹. Dahinter stehen zwei verschiedene Regelbegriffe. Einerseits: Regeln sind Muster, also sozusagen das, was die Leute halt (warum auch immer) am häufigsten tun. Andererseits: Sprecherinnen und Sprecher *folgen* Regeln, sie tun etwas in

einer bestimmten Art und Weise, *weil* es bestimmte Regeln, Normen, Erwartungen oder Konventionen ›gibt‹, denen zufolge bestimmte Handlungen mehr kommunikativen Erfolg versprechen als andere.

Das sind zwei Positionen, die man mit Blick auf die Linguistik nennen könnte. Wie man sieht, führt uns das auch wieder zu der Frage: Ist Diskurs so etwas wie ein System, das uns anleitet, oder ist Diskurs das, was performativ produziert wird? Oder vielleicht doch etwas dazwischen? Also – und das wäre eher meine eigene Position – eine Produktion von Sinn auf der Grundlage von historisch verfestigten Handlungsweisen?

Reiner Keller

Dazu würde ich sagen, dass Institutionalisierung beispielweise ein soziologischer Begriff für diese historische Verfestigung ist. Und Institutionalisierung heißt ja nur ›Regeln‹ oder Strukturmuster, oder auch: auf Dauer gestellter Zusammenhang im Sinne von Berger und Luckmann (1980). Die Institution existiert ja nicht innerhalb des Individuums und auch nicht außerhalb, sondern sie existiert im Zusammenhang. Das hat diese Aspekte einer Normkonvention und die Instruktion, etwas näher zu legen, und etwas anderes nicht. Daher denke ich, man kann zum Beispiel historisch verfolgen wie sich etwas verdichtet zu einem bestimmten Diskurs. Was kann ich machen? Ich kann die Entstehung der Soziologie verfolgen, also wie sich sozusagen etwas herausbildet wie Argumentationen, die sich später dann als eine Art Soziologie erkennen lassen. Wenn du dich sozusagen einklinken willst oder musst, dann orientierst du dich daran. An ganz bestimmten Zusammenhangsmöglichkeiten. Das ist nicht die Welt insgesamt. Die Grammatik ist vorausgesetzt; und das interessiert da auch nicht, sondern: Was macht eine Aussage zu einer soziologischen Aussage. Das ist die Art und Weise – würde ich sagen, wie man mit dem Regelbegriff arbeiten kann. Also es ist schon eine Regel in dem Sinne, dass man unterstellen muss, dass es Wesen gibt, die sich an etwas orientieren, sonst hat man entweder ein Naturgesetz als Vorstellung, oder man hat eine statistische Regelmäßigkeit oder Häufung. Wenn man von Regel spricht, dann muss man eine Unterstellung machen von Anleitungs- und Orientierungsfunktion.

Wolf-Andreas Liebert

Ja, etwas Normatives muss es schon sein, denn es kann ja nicht eine Spielregel sein, aus der ich aussteigen kann, die Sanktionierung ist konstruktiv: du gehst vom Feld, wenn du dich nicht daran hältst.

Jürgen Spitzmüller

Ein möglicher Zugang hierzu – das wollte ich vorhin schon in Bezug auf das Nicht-Sagbare erwähnen – ist das, was die Linguistische Anthropologie »Metapragmatik« nennt: Reflexive Äußerungen auf einer Metaebene, die beispielweise dann getätigt werden, wenn es darum geht, ob jemand eine Erwartung besonders gut erfüllt oder aber dabei ist, Erwartungen nicht zu erfüllen. Dann heißt es: »So etwas macht man nicht« oder »so verhält man sich am Tisch nicht« oder »so spricht man nicht«. Normative Debatten waren für die Linguistik immer ein fruchtbarer Zugang zu Diskursen. Man fokussiert die Meta-

ebene schaut sich an, wann die Akteure beispielsweise thematisieren, was sie für richtig, für wahr halten. Das ist ein spannender Zugang – der allerdings den Nachteil hat, dass nur das in den Blick gerät, was für thematisierungswürdig gehalten wird.

Achim Landwehr

Trotzdem ist dieses schöne Wörtchen ›man‹ ja auch immer nur ein Platzhalter für diese Regel. ›Man‹ tut das nicht. Wer ist ›man‹? Das sind die Regeln.

Willy Viehöver

Ich fand jetzt an dieser Diskussion interessant, dass sie weniger am Methodenbegriff ansetzte, sondern sich zunächst einmal ausgiebig mit dem Verständnis von geregelten Aussagepraktiken beschäftigte. Die dabei zu Vorschein kommende Bedeutungsvielfalt hat mich doch verunsichert. Wir haben jetzt während der Diskussion versucht, den Begriff der ›Regeln‹, bzw. unterschiedliche Regelverständnisse zu präzisieren, aber das bleibt für mich eine offene Frage, mit sehr ambivalenten Antworten. Heute Morgen hatte ich ja auch den Satz von Hannelore Bublitz, die sich dabei auf eine Interpretation Judith Butlers (1995) bezieht. »Der Körper ist die Norm, die sich durch Zitieren eines normativen, symbolischen Gesetzes materialisiert. In der symbolischen Unterwerfung materialisiert sich der Körper in seiner sozialen Existenz. Diese ist abhängig von den normativen Entwürfen, die ihm vorgängig sind. Der Körper ist in seiner Materialität ein Normeffekt.« (Bublitz 2002, S. 39) Schon in diesen wenigen Sätzen gibt es jetzt für mich schon mal eine weichere und eine härtere Definition dessen was eine Regel (Gesetz oder Norm?) sein könnte, wobei von Bublitz unterstrichen werden sollte, dass auch der Körper selbst »ein Stück Gesellschaft ist« (ebd.). Sie sprach von ›Gesetz‹ und von ›Norm‹ des Körpers. Natürlich besteht doch auch die Möglichkeit, sich an ›Normen‹ nicht zu halten, wissentlich oder unwissentlich. Beim ›Gesetz‹ aktualisiert man schnell eine metaphorische Wirkung, aufgrund derer man denkt, es gibt da keine großartigen Wahlmöglichkeiten. Die Verwendung des Terminus ›Gesetz‹ klingt jedenfalls für mich etwa deterministisch. Und dann gibt es eine ganze Reihe von weiteren Begriffen, die wiederum völlig andere Assoziationen hinsichtlich ihrer Bedeutung und Wirkweise auslösen. So etwa auch bei der Rede von Mustern, oder beim Konzept des »Tool-Kits«. Nehmen wir das Beispiel des Schachspiels: Beim Schachspiel gibt es ›Regeln‹, aber die determinieren keineswegs den Ausgang des Schachspiels. Oder auch die zuweilen sehr metaphorische Verwendung des Begriffes Grammatik. Ich habe vor einiger Zeit einen Aufsatz über Klimawandel und dessen Folgen und über den Umgang mit diesbezüglichen Unsicherheiten gelesen, wo es konkret um diese IPCC⁴-Diskussions-

4 Das Intergovernmental Panel of Climate Change (IPCC) wurde 1988 von dem United Nations Environment Programme (UNEP) und der World Meteorological Organization (WMO) begründet. Es handelt transnationale sich um eine Organisation, die ihren Sitz in Genf hat. Ihre Aufgabe besteht darin, den aktuellen Sachstand des Klimawandels im Rahmen umfassender Berichte zu bestimmen. Zudem werden im Rahmen von Arbeitsgruppen dessen mögliche ökologische, soziale und ökonomische Folgen abgeschätzt und mögliche und angemessene Strategien des Umgangs mit dem Klimawandel entwickelt und diskutiert.

prozesse und Berichte geht.⁵ Die sind ja auch andauernd unter Beschuss gewesen. Dann hab ich mir nochmal diese Kurztex-te, diese »Summary for policy-makers« genauer angesehen. Das sind ja genau die Texte, die von hoher Relevanz in den Verhandlungen sind – es werden ja nicht diese großen 1220-Seiten-Schinken, diese Backsteine gelesen, sondern diese relativ kurzen Zusammenfassungen für policy-maker. Auch in diesem Zusammenhang gibt es dann etwas, bei dem ich auf einen bestimmten Regelbegriff gestoßen bin. Die Klimaforscher des IPCC haben da etwas eingeführt, etwas von außen kam, also nicht aus dem Kreis der Klimaforscher im engeren Sinne. So etwas, dass man als eine »Grammar of confidence« (dazu Viehöver 2010, S. 147 ff.) bezeichnen kann. Da wurden bestimmten Worten oder Wortkombinationen Wahrscheinlichkeitsintervalle zugeordnet, mit dem Ziel, für Nicht-Klimaforscher verständlicher und glaubwürdiger zu werden, weil die Experten in ihren Sachstandberichten vorher letztlich immer wieder hin und her schwankten, hinsichtlich dessen, was sie mit »sehr wahrscheinlich«, »hoch wahrscheinlich«, »extrem wahrscheinlich« usw. meinten. Dann haben sie hinterher eine »Grammatik des Vertrauens« entwickelt und vereinbart, und diese sollten sich alle Autorinnen und Autoren der IPCC Bände gleichsam hinter die Ohren schreiben, der zufolge die Beitragenden, die eine bestimmte Wortkombination verwenden, diese dann systematisch immer mit bestimmten Wahrscheinlichkeitsintervallen verbinden sollten.

Wolf-Andreas Liebert

Wie auf so einem Beipackzettel, nicht wahr? Wenig = 0,5 Prozent der Fälle, häufige Nebenwirkungen ...

Willy Viehöver

Ja, wie dann Zahlen mit bestimmten Wortkombinationen verbunden werden, auch da ist dann nicht vorgeschrieben, dass sie das dann tatsächlich tun müssen, aber es gibt Kontrollinstanzen, die sich die Texte dann ansehen, bevor sie angenommen oder veröffentlicht werden. Und dann kann da sehr viel stärker auf die Wahl der Begrifflichkeiten zugegriffen werden. Aber ich fand schon ganz interessant, dass dann jetzt auch unter uns augenscheinlich sehr unterschiedliche Vorstellungen kursieren, die die Auslegung des Regelbegriffes betreffen. Vielleicht müsste man auch eine Typologie der diskursgenierenden und strukturierenden »Regeln«, die wir hier meinen, aufstellen. Wobei unter Umständen auch ganz deutlich eine ethische Komponente bei der Verwendung des Begriff der Regeln vorkommt, und dann gibt es andere Fassungen, wo dies gar keine großartige Rolle spielt. Wie dem auch sei, hier besteht für mich weiterhin Klärungsbedarf.

Als wir eben mit der Sequenzanalyse eingestiegen sind, da hatte ich das Gefühl, dass ich gleich den Faden verlieren würde, weil ich das nicht mehr mit irgendeiner gemeinsamen Fragestellung verbinden konnte, die man in einer doch heterogenen Gruppe ver-

5 IPCC (2007): Procedure for the Preparation, Review, Acceptance, Adoption, Approval and Publication of IPCC Reports; Appendix to the principles Governing IPCC Work, Adopted at the Fifteenth Session (San Jose, 15-18 April 1999, amended at the Twentieth Session (Paris, 199-21 February 2003, Twenty-fifth Session (Vienna, 3 and 6-7 November 2003), and Twenty-Ninth Session (Geneva, 3 August-4 September 2008).

folgt. Da ist mir dann eben eingefallen; vielleicht wäre das so ein Experiment von dem wir eben sprachen, weil es wahrscheinlich ist, dass es doch jeder kennt. Du, Reiner, hast in dem Buch an einer Stelle – und ich würde das auch so sehen – mal vielleicht auch leichtfertig gesagt: »Nehmen wir mal Max Webers ›Protestantische Ethik‹. Diese könnte man ja als eine frühe Diskursanalyse lesen.« Da haben wir dann gleich auch eine sozialwissenschaftliche Aussage über die Wirkung von Diskursen mit dabei. Wenn ich dann sage: »Okay, man könnte ja so etwas einmal aus diskursanalytischer Perspektive beleuchten.« Also nachvollziehen, was Weber gemacht hat oder was er hätte machen müssen, damit er dann wirklich eine Diskursanalyse hätte machen können. Und da würde ich meinen – so was ich heute von euch allen gehört habe –, dass fast alle von euch sagen würden, dass sie an eine solche Aufgabe vermutlich »rekonstruktiv« herangehen würden. Und du Reiner hast dann auch noch den einen Satz geschrieben: »Was hat er gemacht? Er hat sich religiöse Ratgeberliteratur angeguckt!« Gibt es da nicht schon eine Intervention, die sagen könnte, er hat sich das falsche Material ausgeguckt? Ich weiß nicht. Also wenn ihr dann sagen würdet: »Religiöse Ratgeberliteratur, da hat er dann die verschiedenen protestantischen Sekten verglichen, hat sich aber über einige Religionen eher ausgeschwiegen...« Ist das dann ein weiterer Fehler? Aber lassen wir diese Frage einmal beiseite. Aber wenn ihr Sprachwissenschaftler jetzt an Webers Materialien rangehen würdet, was würdet ihr dann tun? Du Wolf-Andreas hättest jetzt beispielweise die religiöse Ratgeberliteratur, die Max Weber untersucht hat. Dann könntest du sagen: Okay, ich wähle zur Analyse die Sequenzanalyse? Oder was würdest du tun?

Wolf-Andreas Liebert

Kommt ganz darauf an. Du kannst, wenn du die maschinenlesbar vorliegen hast, und du hast Kategorien wie Metaphern oder so etwas, dann kannst du die entweder kodieren und auswerten, oder du kannst Sequenzanalysen machen von den Texten und daraus bestimmte Untersuchungskriterien rausziehen und die Auswahlinheiten dann zusammenstellen und das dann nach und nach analysieren. Du kannst auch Genre-Analysen machen. Da gibt es vielfältige Formen was du damit machen kannst (Liebert 2002, 2004, 2016).

Willy Viehöver

Vielleicht habe ich das noch immer nicht richtig klar gemacht. Das Beispiel, was du Werner da jetzt mit diesem kleinen Tischgespräch gebracht hast, löst bei mir zunächst als Soziologe ein Desinteresse aus. So etwas würde mich einfach nicht interessieren, es sei denn, du könntest mir deine Fragestellung genauer erklären, sagen weshalb dich das umtreibt.

Werner Schneider

Jetzt hier bei dem Beispiel? Nein. Ich habe das Beispiel eigentlich nur genommen, weil das in der Literatur bekannt ist. Weil daran die Sequenzanalyse expliziert wird. Aber ich kann dir hier auch ein anderes Beispiel nennen. Zum Beispiel das mit der Lehrerin. Ich mache jetzt mal Schulforschung und beobachte in einem Klassenzimmer eine kleine Szene, wo ein Mädchen und ein Junge in Streit geraten und der Junge pöbelt das Mäd-

chen an, und die Lehrerin versucht zu intervenieren, und in der Art und Weise wie sie es macht, hat sie keinen Erfolg. Der Junge pöbelt weiter. Das ist eine banale Szene und man könnte sagen, das interessiert mich nicht. Aber ich würde sagen, soziologisch wäre das für mich interessant unter einer Diskursfragestellung. Wie werden hier beispielsweise Akteursrollen ausgestaltet? Wie werden hier Subjekte positioniert und was steht ihnen an Aussagemöglichkeiten zur Verfügung bezüglich der Ausübung von Macht oder Beeinflussung des anderen? Was passiert hier, dass womöglich ein 10-jähriger Junge es schafft, vielleicht durch eine kurze Reaktion auf die Intervention der Lehrerin sogar die Lehrerin selbst in ihrer institutionell zugeschriebenen Autoritätsposition auszuhebeln? Dass sie vielleicht sogar plötzlich auf der gleichen Stufe steht wie das Mädchen, das er anpöbelt. Dazu gibt es ähnliche Beispiele in der Literatur. Und das finde ich diskurstheoretisch interessant. Weil man sagen kann, ich kann an so einer kleinen Szene im Kern wohlmöglich die Wirksamkeit von diskursiven Formationen (hier z.B. Geschlechter- und Erziehungsdiskurs) in ihren Verknüpfungen, in ihren Machtrelationen explizieren oder rekonstruieren. Das könnte ich jetzt nahtlos auf die Ess-Szene übertragen.

Willy Viehöver

Das hast du nur eben nicht gemacht. Dadurch hing das für mich dann doch sehr in der Luft.

Werner Schneider

Ich wollte daran jetzt auch nicht eine diskurstheoretische Fragestellung illustrieren, sondern: Inwieweit müsste man bei der Frage nach der methodischen Praxis in das Konkrete gehen? Und ich wollte eigentlich nur die Quintessenz formulieren und in den Raum stellen: Ich denke, dass wir in der methodischen Explikation von Diskursanalyse noch lange nicht weit genug gegangen sind, wobei das Ziel eben nicht Kanonisierung sein sollte. Methodisches Vorgehen im Kontext von Diskursanalyse konkret zu explizieren anhand der verfügbaren methodischen Operationen, die wir kennen, die wir in Methoden-Workshops lehren und lernen können, und wie man sie konkret unter diskurstheoretischer Perspektive in diskursanalytischer Praxis einsetzt. Das meinte ich damit. Und da glaube ich, dass wir noch Nachholbedarf haben – ich kann das nur für die Soziologie beurteilen, das war so der Hintergrund der Frage.

Jürgen Spitzmüller

Ich weiß nicht, ob ich die Frage richtig verstehe. Ein Problem, was ich sehe, ist Folgendes: Wenn man mikroanalytisch einen Text oder Gespräch in den Blick nimmt und dort ganz konkret die kommunikativen Prozesse untersucht und versucht, diese im diskursiven Kontext zu erläutern, handelt man sich sofort den Vorwurf ein, dass man ja nur einen Text analysiert habe. Wenn man hingegen Korpora verwendet, also große Textmengen analysiert, handelt man sich den Vorwurf ein, dass man generalisiert. Und selbst wenn man beides verbindet, wenn man also sagt: »Ich zeige erst einmal die Muster auf und dann an einem Text ganz genau mikroanalytisch die Feinheiten«, selbst dann ist man dem Vorwurf ausgesetzt, dass man irgendetwas ausblendet.

Werner Schneider

Ja, das ist ein altes Problem – auch im Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung. Das würde mich jetzt als Problem aber nicht so wirklich bewegen, weil ich da einfach sagen würde, ich muss halt so argumentieren, dass es möglichst plausibel und nachvollziehbar wird, dass ich tatsächlich an diesem einen Beispiel das Allgemeine, das Generalisierbare zeige und nicht beim Besonderen gleichsam hängenbleibe. Dann könnte ich ja bei meinem Schulbeispiel von eben sagen, dass es mir dabei wirklich um das Geschlechterverhältnis *per se* geht, das sich im Kern an diesem einen Beispiel explizieren lässt. Entweder das überzeugt, weil es am Einzelfall das Typische zeigen kann, oder es überzeugt weder in der Einzelfallrekonstruktion noch in der Generalisierung; einen Hardcore-Statistiker wird so etwas nie überzeugen.

Jürgen Spitzmüller

Ich erlebe einfach häufig genug, wie genau das Diskurslinguisten zum Vorwurf gemacht wird. Und das hat, glaube ich, mit dem diskutierten Regelbegriff zu tun. Wenn zum Beispiel jemand in seinem Vortrag nur einen Zeitungsbericht hernimmt, um an diesem diskursive Prozesse zu exemplifizieren, folgt gleich der Einwand: »Ja, aber das ist ja nur *ein* Zeitungsartikel«. Selbst Diskurslinguisten, die wissen, dass der Referent große Korpora untersucht hat, halten ihm das in diesem Vortrag vor. Die zugrunde liegende Vorstellung ist: »Das ist doch keine Regel, ich kann doch nicht aus einem Text eine Regel oder ein Muster ableiten«.

Das zeigt, wie stark die Art und Weise, wie wir an Dinge herangehen, von unseren disziplinären Hintergründen geprägt ist. So erklärt sich auch, warum die Gesprächsanalyse aus der Diskurslinguistik ausgegrenzt wurde.

Reiner Keller

In dieser Idee Wissenssoziologischer Diskursanalyse habe ich ja unter anderem so etwa seit dem Frühjahr 2003, vielleicht auch etwas früher, eine Ethnographie von Diskurspraxis vorgeschlagen (Keller 2011). Also man kann konkrete Situationen in den Blick nehmen, und ich muss nicht die Makroebene betrachten. Ich kann natürlich auch bei irgendeiner dieser Akteursgruppen in die Binnenperspektive gehen und versuchen, genauer zu rekonstruieren, wie die das aufbauen. Und kann das trotzdem im Bezug auf den Diskurs oder auf einen Diskurskontext begreifen, und nicht nur – das wäre eben der Unterschied – zu sagen, ich mache eine Interaktionsanalyse von Männern und Frauen, oder ich mache eine Organisationsanalyse des Krankenhauses, sondern ich habe bei dem, was ich da analysiere, so eine Perspektive mit dabei zu sagen, das hängt mit einem Diskurskontext zusammen und wird von mehreren oder vielen Diskursen mit durchzogen und strukturiert. Deswegen würde ich sagen: legitim ist es. Inga Truschkat (2008) hat eine Promotion gemacht über Kompetenz, über Bewerbungsgespräche, wo sie stärker konversationsanalytisch orientiert 16 Einstellungsgespräche untersucht und vorher so ein bisschen aus Diskursperspektive Kompetenzdiskurse in den Blick nimmt – was sind in der Literatur die Vorstellungen von Kompetenz und Nachweis von Kompetenz –, und dann versucht zu zeigen, wie taucht das eigentlich da auf oder wie kann man das zueinander relationie-

ren. Tatsächlich finden sich ganz ähnliche Muster. Von daher ist meine Vermutung, dass das noch öfters gemacht wird. Oft ist es sehr stark nach einem Baukastensystem: Die erste Hälfte des Buches ist das und die zweite Hälfte des Buches ist das. Wie man es zusammen kriegt, ist noch eher offen.

Jürgen Spitzmüller

Dass eine Kombination von mikro- und makroanalytischen Zugängen wichtig ist, ist unbestritten. Aber sie ist eben schwer plausibel umzusetzen. Im Zweifel heißt es: »Da hast du dir gerade das Beispiel rausgesucht, das schön dein Muster bestätigt«. Die Kluft zwischen dem Einzeltext und den Korpora ist ja schon rein arbeitspraktisch kaum zu füllen.

Wolf-Andreas Liebert

Es ist natürlich schon eine Erfahrung, die man selbst auch mal gemacht hat. Wenn man mit einem Einzeltext oder einem Einzelgespräch arbeitet, ist das natürlich ein Unterschied zum Arbeiten mit mehreren Texten. Es geht ja gar nicht mal darum, dass du das jetzt repräsentativ erfasst. Aber die Erfahrung, über den einzelnen Text hinauszukommen, haben wir ja alle schon gemacht. Ich denke gerade in der Gesprächsanalyse, dass da noch Aspekte reinkommen, die bei einem Einzeltext doch idiosynkratisch waren. Der Punkt ist, du brauchst nicht alle, du brauchst kein Riesenkorporus, aber du brauchst irgendwo eine kritische Masse an Texten, die schon erreicht werden muss. Diese Masse kann man nicht zu hundert Prozent bestimmen, wo die liegt, aber trotzdem ist dieser Zwischenbereich schon ganz wichtig. Es ist schwer, mit so einer Kritik umzugehen, aber wenn man jetzt nur einen einzelnen Text hat, da würde ich schon auch sagen, woher weißt du, dass der zweite Text nicht ganz anders aussieht? Ein paar Texte muss man also schon haben, die kritische Masse muss da sein. Es ist ja eigentlich immer ganz einfach. Man kann dann statistisch argumentieren: Du hast ja niemals eine Grundgesamtheit vom ›Diskurs‹. Wo will man die auch herkriegen? Auch nicht von der Sprache oder von Kommunikationsereignissen. Von Anfang an war das ein Problem des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim: Wie baue ich das Korpus auf für bestimmte Sprachen? Wir wollen ein repräsentatives Korpus haben, und da gab es ja die Diskussion, was ist ein repräsentatives Korpus? Und da war dann irgendwann klar: Es gibt kein repräsentatives Korpus! Du kannst nur bspw. alle Ausgaben des SPIEGEL nehmen, die bisher erschienen sind. Dann kannst du über dieses Spiegel-Korpus eben repräsentative Aussagen machen – aber mehr auch nicht.

Jürgen Spitzmüller

Mehr brauchen wir auch nicht, wir brauchen ja keine statistische Repräsentativität.

Wolf-Andreas Liebert

Nein, nein, aber das ist ja auch die Konsequenz, wenn jemand sagt: »Musst du nicht irgendwo alles erfassen?« Aber alles kannst du ja gar nicht erfassen, allein aus theoretischen Gründen geht das gar nicht.

Achim Landwehr

In der Geschichte ist das ja das gleiche. Es lässt sich schlicht und ergreifend nicht erfassen, wann dieser Grad von Plausibilität erreicht ist. Irgendwann wird es dann banal. Man muss sich auch oft auf das Bauchgefühl verlassen, beziehungsweise nicht nur auf das Bauchgefühl. Aber für mich ist Wiederholung ein relativ wichtiges Moment. Wenn sich für mich vielleicht sogar auch statistisch nachweisen lässt, dass bestimmte Äußerungen sich tatsächlich immer wiederholen und sich dann auch bei mir persönlich Langeweile einstellt, dann denke ich mir häufig, dass doch jetzt eine gewisse kritische Masse erreicht sein dürfte. Doch wie gesagt: Das lässt sich methodisch einfach nicht kontrollieren, zumindest ich weiß nicht, wie man das methodisch kontrollierbar machen könnte.

Willy Viehöver

Jetzt nur noch einmal wieder mit der Wiederholung. Es ist natürlich so, dass, wenn man Felder untersucht, wo es um verschiedene narrative Deutungsmuster geht, dann hat man dieses Problem noch viel stärker, insbesondere dann, wenn man am Ende irgendwelche Hegemonialaussagen machen will. Dann wird das noch einmal ungleich komplizierter.

Achim Landwehr

Eben deswegen sage ich ja, dass ich nicht wüsste, wie man das einigermaßen generalisierend bestimmen sollte. Wie groß diese Masse sein sollte... Reiner weiß es?

Reiner Keller

Nein, natürlich nicht. Aber etwas mehr kann vielleicht schon gesagt werden. Ich finde gerade diese Strategie aus der »grounded-theory« – nicht DIE »grounded-theory« – sondern wirklich AUS der »grounded-theory« innerhalb der Soziologie hilfreich (vgl. Strauss 1994). Zu fragen: wie gehe ich durch ein Korpus hindurch, wie baue ich es auf? Hier habe ich sozusagen zwei Vorschläge: minimale und maximale Kontrastierung, das heißt: ich suche nach möglichst ähnlichen oder möglichst unterschiedlichen Texten. Das ist eigentlich der Weg, wie man zu diesem Sättigungsgefühl kommt. Und ein theoriegeleitetes Sampling, also zu versuchen, gezielt Kontrastfälle zu schaffen, oder auch Ergänzungsfälle zu schaffen. Das ist das, was man in dem Bereich an Reflexion oder an Plausibilisierung erreichen kann. Um den Weg zu diesem Gefühl ein bisschen kontrollieren oder systematisieren zu können.

Werner Schneider

Zwei Anmerkungen zu den bislang diskutierten Punkten. Erste Anmerkung: Das Problem ist aus meiner Sicht, dass das wiederum eine Daumenregel, eine Richtschnur ist; die liest man bei Strauss, die liest man in den grounded-theory-Einführungen und die gibt man in Methodenseminaren so weiter, und die Leute sind hoch erfreut und sagen: »Super! Hab ich ja noch gar nicht gewusst, dass man das mit dem Sampling so machen kann, dann probiere ich es jetzt mal.« Die kommen dann schnell wieder und haben immense Probleme. Und warum? Weil zum Beispiel die Vorgabe, so wie sie formuliert ist, voraussetzt, dass ich meinen ersten Fall habe und dann eigentlich schon weiß, nach welchen Ka-

tegorien ich jetzt im Weiteren zu suchen habe, um so etwas wie maximale und minimale Differenz überhaupt erst identifizieren zu können. Was macht die Differenz? Das muss ich ja angeben können, sonst kann ich ja nicht minimal und maximal identifizieren. Jetzt könnte ich sagen: Okay, das kriege ich ja vielleicht noch hin, wenn ich sauber meinen ersten Fall analysiere, dann bekomme ich vielleicht eine Vorstellung davon, was man da als Kategorie(n) nehmen könnte. Ich produziere aber sofort das zweite Problem, das ich sage: Jetzt habe ich hier aber weitere fünf Texte, und ich müsste die ja wohlmöglich auch erst einmal analysieren, um sagen zu können, ob das jetzt minimale oder maximale Differenz ist. Ist die Kategorie denn jetzt überhaupt in dem Text enthalten, wird die da adressiert oder finde ich die da? Worauf ich hinaus will: Ich will nicht die Sinnhaftigkeit dieser Strategie des theoretical sampling *per se* in Frage stellen, sondern ich will auf die praktischen Umsetzungsprobleme hinweisen. Auch da würde ich sagen: Bräuchte es nicht eine genauere Ausbuchstabierung von so einem Hinweis im Kontext von Diskursanalyse? Dann komme ich gleich zu der zweiten Anmerkung, wo ich nämlich glaube, dass so etwas hilfreich wäre. Ich würde sagen: nicht einfach nur minimale und maximale Differenz, was natürlich sehr stark vom jeweiligen Themenfeld abhängig ist. Ich sage auch: »Schaut euch das Themenfeld genau an.« Gibt es hier zum Beispiel innerhalb des Feldes institutionelle Prozeduren, vom Feld selbst, die solche Selektionen treffen, die Differenzen markieren? Und sucht dann danach eure Texte zusammen. Also sozusagen die Selektionen des Feldes selber als Hinweis zu nehmen wie solche diskursiven Formierungen vollzogen werden. Ich illustriere es kurz, wie ich mir das bei meiner Arbeit über die deutsche Transplantationsgesetzgebung gedacht habe (1999). Dort habe ich mich gefragt, welche Texte ich für die Analyse der Hirntoddebatte nehmen sollte. Ich hätte eigentlich Medien rauf und runter nehmen können, von Bildzeitung bis was weiß ich in welchen Zeitungen waren z.B. die Berichte über jenen sogenannten ›Erlanger Fall‹ und vieles mehr zu finden. Und da habe ich mich dann gefragt, wie ich hier minimale oder maximale Differenz erzielen sollte. Was aber hat sich im Feld ergeben? Das waren verschiedene politische Debatten zwischen Interessenvertretern und politischen Parteien, diverse Expertenanhörungen, und es gab eine abschließende Bundestagsdebatte zum Transplantationsgesetz und am Ende stand der Gesetzestext. Was ich hier also über einen Zeitraum von fünf Jahren habe, das ist sozusagen die Selektionsdynamik des Feldes selbst, das über institutionalisierte Selektionsprozesse einen Textkorpus produziert hat, mit Innen und Außen, mit minimaler und maximaler Differenz, mit Inklusion und Exklusion. Das wäre jetzt nur eine kurze Illustration, bei der ich denke, es stellt sich vielleicht nicht immer so simpel dar wie in meinem Beispiel, wo man sagen konnte: okay, dann mache ich den Textkorpus einfach so, dass ich jetzt von hinten, beim Gesetzestext anfangen, dann nach oben bzw. auf dem Zeitstrahl zurückgehe und schaue, was an welcher Stelle, zu welchem Zeitpunkt noch drin ist, was rausfällt oder eben schon zu Beginn des Selektionsprozesses gar nicht reinkam. Kurz: Das sampling wäre als kein ›theoretisches‹, sondern ein systematisches Verfolgen der Selektionen im Feld. Das wären für mich solche Methodenfragen, die wir, glaube ich, noch nicht hinreichend ausgelotet haben. Und ich meine, dass dieses Beispiel auch zu prüfen wäre, inwieweit man sich über die Disziplinen hinweg austauschen und informieren könnte. Historiker oder Linguisten gehen in ihren Analysen

mit anderen Strategien vor als Soziologen und umgekehrt – da könnte man viel darüber diskutieren, was man wechselseitig wie adaptieren kann.

Achim Landwehr

Wobei ich mir da gerade denke, für den speziellen Fall, den du jetzt beschrieben hast: Am Beginn einer solchen Arbeit und am Beginn der Auseinandersetzung mit einem bestimmten methodischen Setting um diese Schwierigkeiten kommt man egal bei welchem methodischen Setting nicht herum, denn ich weiß nicht, bevor ich nicht anfrage, was ich eigentlich wissen will und wo ich suchen muss, und da ist es egal, ob ich jetzt Diskursanalyse oder sonst etwas mache. Ich muss erst einmal kreuz und quer lesen, um mir zumindest einen groben Überblick zu verschaffen. Deswegen glaube ich, dass egal welche Methode sie jetzt machen würden, sie würden sowieso nach einer Woche wieder da stehen und sagen: Jetzt bin ich genauso schlau wie vorher.

Wolf-Andreas Liebert

Aber es zielt ja eigentlich schon auf die Struktur des Samplings ab, so wie du es sagst. Das ist noch eine Ebene vorher. Aber wenn ich jetzt mal das Sampling habe, dann nützt es mir nichts, wenn ich in ein Feld gucke, das ich vorher gar nicht berücksichtigt habe. Also hätte ich mir einfach Ratgeberliteratur aus der grounded theory zusammengesucht, dann wäre ich ja jetzt gar nicht darauf gekommen, was du hättest machen können.

Werner Schneider

Hätte Weber eine Diskursanalyse gemacht, dann hätte er vielleicht Ratgeberliteratur angeguckt, aber er hätte vielleicht auch noch anderes mit einbezogen, und hätte dann das Problem »minimale/maximale Differenz« auch auf ganz bestimmte Arten und Weisen lösen können. Mit dem was du sagst, hast du völlig Recht. Klar braucht man immer den Anfang und der ist auch immer offen bzw. gerade deswegen »festlegungsbedürftig«. Mir ging es jetzt aber auch nicht so sehr um den Anfang, sondern tatsächlich auch um das »wie-ackere-ich-mich-durch?«

Reiner Keller

Ich will nochmal kurz das Thema Sequenzanalyse aufgreifen. Das ist natürlich in der Soziologie in Deutschland sehr stark mit Ulrich Oevermann (z.B. Oevermann et al. 1979) verbunden oder in den Erziehungswissenschaften oder *per se* ist es ja eher aus der Konversationsanalyse mit verschiedenen Operationen und wird in ganz verschiedenen Zusammenhängen eingesetzt und in anderen Varianten von Deutungsmusterforschung, die es mal gab (vgl. Hitzler/Honer 1997). Oder auch bei der grounded-theory, die sagen auch zum Teil – ich denke hier an Strauss (1994) – machen sie Sequenzanalysen, in dem Vorgehen. Das ist wichtig, dies offen zu halten. Sequenzanalyse heißt nicht notwendigerweise Fallstrukturekonstruktion im Sinne von Oevermann. Sondern Sequenzanalyse heißt nur eine starke Disziplinierung in der Vorgehensweise der Analyse. Dann kommt erst die Frage hinzu: Auf was ich den vorliegenden Text eigentlich befrage. Aber das wird, wie du schon sagst, inzwischen sehr stark assoziiert. Es gab letztes ein Semi-

nar an der LMU über Objektive Hermeneutik als Diskursforschung, mit Sequenzanalyse und Fallstruktur.

Wolf-Andreas Liebert

Ganz klar, in der Textlinguistik ist das auch üblich. Da heißt das Textverlaufsanalyse. Aber da ist nicht damit gemeint, dass man nur einen Text analysiert, sondern es ist schon so gedacht, dass man mehrere Texte sequenziell analysiert oder mehrere Gespräche sequenziell analysiert. Sozusagen als emergentes Phänomen aus mehreren Interpretationen sich dann eben auch Strukturen erkennen lassen, das wäre das Verfahren. Das eignet sich bei sequenziellen Strukturen. Bei nicht-sequenziellen oder nicht-linearen Strukturen müssen natürlich entsprechend andere Interpretationsverfahren angewendet werden..

Werner Schneider

So viel zur Methodendebatte.⁶

Literatur

- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band I: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript.
- Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.) (2014): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Band II: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript.
- Berger, P./Luckmann, Th. (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bohnsack, R. (2006): Rekonstruktive Sozialforschung – Einführung in qualitative Methoden. Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch, Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Böke, K. (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer »parzellierten« Sprachgeschichtsschreibung. In: Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch, Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 431–452.
- Bublitz, H. (2002): Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clarke, A. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden: VS.
- DiskursNetz (Hrsg.) (2014): Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich, S. 133–164.
- Foucault, M. (2001a): Linguistik und Sozialwissenschaften. In: Defert, D. (Hrsg.): Dits et Écrits. Schriften in vier Bänden. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 1042–1068.
- Foucault, M. (2001b): Über die Archäologie der Wissenschaften. Antwort auf den Cercle d'épistémologie. In: Defert, D. (Hrsg.): Dits et Écrits. Schriften in vier Bänden. Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 887–931.

6 Die Diskussionsrunde wird im nächsten Heft fortgesetzt.

- Geideck, S./Liebert, W.-A. (Hrsg.) (2003): Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern. Berlin und New York: de Gruyter.
- Heinze, T./Klusemann, H.-W./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (1980): Interpretationen einer Bildungsgeschichte. Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Bensheim: Päd. Extra Buchverlag.
- Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.) (1997): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske und Budrich
- Jung, M. (1996): Linguistische Diskursgeschichte. In: Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.): Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 453–472.
- Jung, M./Niehr, T./Böke, K. (2000): Ausländer und Migranten im Spiegel der Presse. Ein diskurshistorisches Wörterbuch zur Einwanderung seit 1945. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kauppert, M./Leser, I. (Hrsg.) (2014): Hillarys Hand: Zur politischen Ikonographie der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Keller, R. (2009): Müll – Die gesellschaftliche Konstruktion des Wertvollen. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Truschkat, I. (2014): Angelus Novus: Über alte und neue Wirklichkeiten der deutschen Universitäten. Sequenzanalyse und Deutungsmusterrekonstruktion in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 2. Bielefeld: transcript, S. 294–328.
- Kress, G./van Leeuwen, T. (1996): Reading Images: The Grammar of Visual Design. London: Routledge.
- Liebert, Wolf-Andreas (2002): Wissenstransformationen. Handlungssemantische Analysen von Wissenschafts- und Vermittlungstexten. (Studia Linguistica Germanica; 63). Berlin, New York: de Gruyter.
- Liebert, Wolf-Andreas (2004): Diskursdynamik in der Risikokommunikation. Eine diskurslinguistische Untersuchung der Trierer Luftschadstoff-Debatte. In: Deutsche Sprache, 32, 2:137–161.
- Liebert, Wolf-Andreas (2016): Kulturbedeutung, Differenz, Katharsis. Kulturwissenschaftliches Forschen und Schreiben als zyklischer Prozess. In: Luth, Janine, Ptashnyk, Stefaniya und Vogel, Friedemann (Hrsg.): Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen. Korpus – Pragmatik – kontrovers. Heidelberg: Winter. (=Schriften des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS); 4). S. 21–42.
- Nohl, A.-M. (2006): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 352–434:
- Przyborski, A./Haller, G. (Hrsg.) (2014): Das politische Bild: Situation Room: Ein Foto – vier Analysen. Opladen: Barbara Budrich.
- Rotman, C. (2001): Elizabeth Teissier docteur des astres. Polémique universitaire autour de sa thèse de sociologie. In : Libération, 9.4.2001 (o.S.)
- Schneider, W. (1999): »So tot wie nötig – so lebendig wie möglich!« Sterben und Tod in der fortgeschrittenen Moderne. Eine Diskursanalyse der öffentlichen Diskussion um den Hirntod in Deutschland. Münster: Lit-Verlag.
- Spies, Tina und Elisabeth Tuijer (Hrsg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: SpringerVS, 2017
- Spitzmüller, J./Warnke, I.H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und Boston: de Gruyter.

- Stötzel, G./Wengeler, M. (Hrsg.) (1995): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Strauss, A. (1994): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München: Fink.
- Truschkat, I. (2008): *Kompetenzdiskurs und Bewerbungsgespräche. Eine Dispositivanalyse (neuer) Rationalitäten sozialer Differenzierung*. Wiesbaden: VS.
- Viehöver, W. (2010): *Governing the Planetary Greenhouse in Spite of Scientific Uncertainty*. In: *Science, Technology & Innovation Studies* Vol. 6(2), S. 127–154.
- Von Polenz, P. (1985): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin: de Gruyter.
- Wengeler, M. (1997): *Vom Nutzen der Argumentationsanalyse für eine linguistische Diskursgeschichte. Konzept eines Forschungsvorhabens*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 28/80, S. 96–109.
- Wengeler, M. (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Wittgenstein, L. (1969): *Schriften. Band 1: Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 279–544.

Anschrift:

Prof. Dr. Reiner Keller
 Lehrstuhl für Soziologie, Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät
 Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augsburg
 E-Mail: reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Achim Landwehr
 Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit
 Heinrich Heine Universität Düsseldorf, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf
 E-Mail: landwehr@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert
 Institut für Germanistik, Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz
 Universitätsstraße 1, 56070 Koblenz
 E-Mail: liebert@uni-koblenz.de

Prof. Dr. Werner Schneider
 Professur für Soziologie mit Berücksichtigung der Sozialkunde
 Universität Augsburg, Universitätsstr. 2, 86159 Augsburg
 E-Mail: werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Jürgen Spitzmüller
 Lehrstuhl für angewandte Sprachwissenschaft
 Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich
 E-Mail: juergen.spitzmueller@univie.ac.at

Dr. Wilhelm Viehöver
 Vertretungsprofessur für Soziologie mit Schwerpunkt Globalisierung
 Hochschule Fulda, Leipziger Straße 123, 36037 Fulda
 E-Mail: wilhelm.viehoever@sk.hs-fulda.de